

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geueke.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 26

Sonntag, den 28. Juni 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 28. Juni. Leo II.
Montag, 29. Petrus und Paulus
Dienstag, 30. Pauli Gedächtnis
Mittwoch, 1. Juli. Theobald

Donnerstag, 2. Mariä Heims.
Freitag, 3. Eulogius
Samstag, 4. Ulrich

Nachdruck verb.

Vierter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des H. Lukas 5, 1—11.

(Der reiche Fischfang — Petri Berufung.)

In jener Zeit, als das Volk Jesum drängte, um das Wort Gottes zu hören, und er am See von Genesareth stand, sah er zwei Schiffe am See stehen; die Fischer waren ausgestiegen und wuschen ihre Netze. Da trat er in das eine der Schiffe, welches dem Simon gehörte, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und er setzte sich und lehrte das Volk aus dem Schiffe. Als er aber zu reden aufgehört hatte, sprach er zu Simon: Fahret hinaus in die Tiefe und werfet eure Netze zum Fange aus. Da antwortete Simon und sprach zu ihm: Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Als sie dies getan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß. Und sie winkten ihren Genossen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten. Und sie kamen und füllten beide Schiffe, so daß sie beinahe versunken wären. Als das Simon Petrus sah, fiel er Jesu zu Füßen und sprach: Herr, geh weg von mir; denn ich bin ein sündhafter Mensch? Denn Staunen hatte ihn ergriffen und alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten, desgleichen auch den Jacobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simons Genossen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht, von nun an wirst du Menschen fangen! Und sie führten ihre Schiffe ans Land, verließen alles und folgten ihm nach.

*

Zwei Schifflein lagen am Ufer. Der Heiland hatte die Wahl, welches er besteigen wollte. Er wählte das, in dem Petrus das Kommando führte. In diesem wirkte er das große Wunder, in ihm berief er die ersten zur Mitarbeit an dem großen Werke: „Von nun an wirst du Menschen fangen.“ — Wir haben noch größere und für manchen recht schmerzliche Wahl. Fast könnte man glauben, die letzten Tage seien angebrochen, von denen es heißt, daß auf allen Seiten der Ruf erschalle: „Hier ist Christus!“ Ungezählte Sektten gibt es, die sich christlich nennen — in Amerika allein nahezu 300 — die den Menschen einladen, Platz zu nehmen und die Fahrt über das Lebensmeer zum Gestade der Ewigkeit zu wagen. In Verlegenheit könnten wir kommen, welcher von den vielen, zumteil recht reklamehaften Einladungen wir Folge leisten sollen. Aber der Heiland hat uns einen deutlichen Wink gegeben: In das Schifflein Petri müssen wir steigen. Nur in einer Kirche aber führt Petrus in der Person seines Nachfolgers das Steuer, in der katholischen, wo der Papst sich auf Petrus als seinen Ahnherrn beruft, das Werk des Petrus fortsetzt und in seinem „Fischerring“ das Bild des Petrus trägt, wie er von einem Rahne aus das Netz auswirft. Hier ist darum das Feld der Großtaten Christi, zugleich aber auch das Gebiet, wo die menschenwürdige Arbeit in Wahrheit Heimatschutz genießt, wo sie ihre Heimat hat, wo sie sich wie nirgends sonst in sicherem Schutz befindet — nicht die Arbeit schlechthin, sondern die menschenwürdige Arbeit, wie sie durch die Worte des Petrus charakterisiert wird: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“

Es wäre ja auch töricht gewesen, hätte man den Befehl des Heilandes: „Werfet eure Netze zum Fange aus!“ nur für Petrus und seine Genossen gelten lassen wollen. Warum sollten nur sie dazu gehalten, ihre Schüler aber davon entbunden sein. Ist denn der Knecht mehr als der Meister? Und so ward das Gesetz der Arbeit ein wesentlicher Bestandteil des Christentums, eine notwendige Ergänzung des Gebotes, wie es auch in dem Sprichwort zum Ausdruck kommt: „Bete und arbeite!“

Aber steht dieses Gesetz der Arbeit nicht schon auf den ersten Blättern der uralten Urkunde, steht nicht schon im ersten Buche des Moses (3, 17) das Wort: „Im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brot essen alle Tage deines Lebens?“ Ist es nicht schon eine Weisheit des alten Job (5, 7), daß „wie der Vogel zum Fliegen, so der Mensch zur Arbeit geboren“ ist? — Das trifft zu, aber ebensosehr, daß das Heidentum wie so manches andere, auch die Arbeit entwertet und ihres Segens entleert

hatte. Zwar nicht so sehr die geistige Arbeit, diese stand wenigstens bei den Kulturvölkern in Ehren, wohl aber die körperliche, und deshalb legte der Heiland auch hier die erste Hand an und verhalf der körperlichen Arbeit wieder zu ihrem angestammten Rechte. Er selbst gab das Beispiel, wählte seine Apostel aus den arbeitenden Kreisen, nahm seine schönsten Parabeln aus dem Arbeits- und Erwerbsleben; und so sehr prägte sich dies alles den Aposteln ein, daß sie, auch nachdem das größere Gebot an sie ergangen: „Gehet hin und lehret alle Völker!“, doch das andere nicht vergaßen, es einschärften (vgl. 1. Thess. 4, 11) und selbst beobachteten (vgl. Apg. 18, 3 und 2. Kor. 11, 7).

So wurde die Arbeit vom Heiland wieder zu Ehren gebracht und durch ihre Beziehung auf Gott und Himmelslohn zum Gottesdienste umgewandelt. Damit wurde aber ein scharfer Gegensatz zum Heidentum und auch zum Judentum geschaffen. Auch die Juden waren nämlich trotz Psalmen, Sprüche, Prediger und Sirach von wahrer Wertschätzung der Arbeit soweit entfernt, daß sie vom Messiasreich eine Art Sclavassenleben erwarteten und sich enttäuscht und hasserfüllt vom Heiland abwandten, als ihre Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen.

Das Heidentum vollends hatte jede höhere Auffassung der Arbeit verloren. Die natürliche Arbeitsscheu ward hier überhaupt nicht durch ethische Ideen überwunden, sondern durch niedrige Einschätzung der Arbeit notdürftig begründet; und diese wieder ward Quelle und Beschönigung der schändlichsten Sklaverei. So kam es, daß bei den Griechen nur die Teilnahme an Volksversammlungen und Gerichtsverhandlungen und der Besuch des Theaters als Beschäftigungen erschienen, die eines freien Mannes würdig seien, daß Aristoteles sich nicht scheute, zu schreiben: „Es gibt Arbeiten, denen der Freie sich nicht ohne Selbsterniedrigung unterziehen kann; dafür hat die Natur eine eigene Gattung von Menschen, die Sklaven, geschaffen, damit sie mit ihrem Körper für uns arbeiten“, und weiter: „Die Handarbeiter verdienen nicht den Namen Bürger, sie haben keinen Adel der Gesinnung, es ist kein Unterschied zwischen ihnen und den Sklaven.“

Für die Römer hat der Geschichtsschreiber Mommsen den Nachweis erbracht, daß der reiche Mann, der von den Renten lebte, unbedingt „respektabel“, der arme aber, der sich mit seiner Hände Arbeit ernährte, ebenso selbstverständlich „gemein“ war. Das eine Wort Ciceros spricht da Bände: „Man kann nicht in einer Werkstätte stehen und ein anständiger Mann sein.“ Nur Großhändler und Grundbesitzer zählten noch zu den „respectablen“ Persönlichkeiten. Die Folge war, daß das Leben des Römers in Schlemmerei und widerlichem Genießertum aufging, etwa so, wie es der Satiriker Petronius in dem Gastmahl des Trimalchio in gemeinster Weise geschildert hat.

Ähnlich war die Bewertung der Arbeit bei den Germanen, die auf der Bärenhaut lagen und den Frauen die Arbeit überließen, bei den Indianern, bei den Skythen, Persern, Thaziern und Indiern, über die uns Herodot unterrichtet und ebenso bei den heute von Gegnern des Christentums so überschwänglich gepriesenen Religionen des fernen Asiens, wo z. B. der Brahmine es für Beschädigung anseh, wenn er nur irgendwie mit einem arbeitenden Paria in Verührung kam.

In diese Atmosphäre hinein warfen der Heiland und seine Apostel das christliche Urteil über die Arbeit. Nicht Befreiung von der Arbeit ist des Menschen Ziel und Seligkeit, sondern Freiheit vom Fluche, der seither mit ihr verbunden war. Da hörte die Menschheit die seltsame Kunde, daß Arbeit nicht eine drückende Last bedeute, nur für Sklavenschultern geschaffen, daß sie aber ebensowenig einzige und höchste Aufgabe des Menschen sei, wie etwa der Sozialismus heuchlerisch behauptet. Da wurde die Welt über dieses alle beherrschende Gebot vollständig neu orientiert. Sie wurde daran erinnert, daß die Arbeit nicht nur ihre natürliche Quelle habe in dem bitteren Wörtchen „Müß“, sondern, daß beides wurzele in der alten Schuld, daß sie Bußübung und Heilmittel zugleich sei, und so der Menschheit zum Segen gereiche. Die Selbstverleugnung, welche mit jeder ernsten Anstrengung verbunden ist, ist Sühne für das freyle Beginnen des Menschen, der sich Gottes Willen widersetzt, ist stets aber auch von pädagogischem Erfolge gekrönt: Stählung des Charakters, Bildung des Herzens, Vervollkommnung des ganzen Menschen sind süße Früchte der Arbeit. Wohl kann uns materieller Wohlstand auch leichter und mühelos zufallen, aber wirklichen Reichtum, der mit berechtigtem Stolz und Selbstbewußtsein erfüllt, werden wir

andere nicht erringen. Franklin hat tief in der Menschenseele gelesen, als er ausrief: „Wer auch sagt, daß ihr auf andere Weise reich werden könnt, als durch Fleiß und Sparsamkeit, den höret nicht an: er ist ein Giftmischer.“ Falschmünzerei ist es, die Arbeit als Bürde zu bezeichnen, die erdrückt. Ertliche Arbeit macht vielmehr den Menschen innerlich frei und richtet ihn auf. Wer wählte es nicht, wie sie die Kräfte züht, nicht nur im Kampfe mit den äußeren Schwierigkeiten des Lebens, sondern mehr noch gegen die Feinde in unserem Inneren! Der arbeitssame Mensch bleibt von manchen Seelenkämpfen bewahrt, und erringt in unvermeidlichen leichter den Sieg. Es ist ein Erfahrungssatz: „Der sinnliche Mensch liebt die Arbeit nicht“, aber auch umgekehrt: Wer sich nicht dem Gesetze der Arbeit beugt, verfällt dem Joch der Sinnlichkeit.

Und wie könnten wir so manchmal das Leben ertragen, wenn wir nicht das Wort erproben: „Arbeit ist das einzige, aber auch ein ausreichendes Mittel gegen alles Weh des Lebens.“ Wer nach einem großen Leid viel arbeiten muß, der hat den schwersten Teil desselben schon überwunden.“ In der Tat finden Selbstmordgedanken am ehesten bei Lebemännern und Arbeitscheuen Einlaß.

Es scheint fast, als ob Gott in seiner Güte den Arbeitsdrang in die Seele des Menschen gelegt habe. Oder wie wäre es sonst zu erklären, daß schon das unmündige Kind sich zu betätigen strebt und mit seiner steten Frage: „Was soll ich tun?“ nicht selten die Mutter in Verzweiflung bringt? Glückliche die Familie, welche diesen Tätigkeitstrieb nicht zu unterdrücken, sondern zu fördern bemüht ist! „Man spricht oft von Häusern, in denen kein Glück ist; es sind aber fast immer die Familien, in denen jene Lebensenergie fehlt, die den Segen der Arbeit kennt, oder auch die Einsicht, die jeden Tätigkeitstrieb auf die rechte Bahn lenkt.“ Diese Kunst hat niemand besser verstanden, als die große Mutter der christlichen Völkerfamilie, die Kirche. Nicht nur, daß der Bölkerapostel das deutliche Wort geprägt hat: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ (2. Thess. 3, 10), daß die Kirchenväter das Hohelied der Arbeit sangen, auch die Mönche sind direkt auf Arbeit, geistige und körperliche, gegründet. Und wie man sie auch schmähen mag, man wird nicht aus der Welt schaffen, daß es Ordensleute waren, welche den Heiden mit dem Christentum auch das wohlthätige Gesetz der Arbeit brachten und selbst die treuesten Befolger waren. Es muß da einfach lächerlich wirken, wenn ein protestantischer Theologe (Tschackert) im Widerspruch mit aller Geschichte emphatisch auszurufen wagt: „Die römische Kirche ist Feindin der Arbeit.“ Der gelehrte Mann brauchte nur ein Buch aus den alten Klosterbibliotheken zur Hand zu nehmen, brauchte nur den römischen Schriftsteller Tacitus mit seinen Schilderungen von dem öden und wüsten Germanien des Heidentums zu lesen, und damit eine Karte aus der christlichen Zeit Deutschlands oder die rührige Tätigkeit des mittelalterlichen Deutschlands unter dem Schutze und dem Segen der Kirche zu vergleichen, um sich durch die Tatsachen glänzend widerlegt zu sehen. Von der herrlichen Enzyklika Leo's XIII. mit ihrem Lob der Arbeit und ihrem entschiedenen Eintreten für die arbeitenden Massen braucht man anscheinend auch nichts zu wissen, denn sie ist ja schon 1891 erschienen! Und wo gilt denn Trägheit mehr als Hauptsünde, wie in der katholischen Kirche? Wo sind treue Arbeiter mehr geehrt worden, als in ihr, da sie den Dienstmägen Christiane und Jitta, den Landleuten Paulinus und Sibor, den Handwerkern Faustin, Crispin, Prokulus und Qualfredus die Ehre der Altäre zugesprochen hat und sie als Heilige verehrt! Da bedeutet es in der Tat nur eine hohle Deklamation, wenn der Protestant Naumann feierlich beteuert: „Eine Schätzung der weltlichen Arbeit als einer sittlichen Betätigung war der katholischen Kirche nicht möglich. Sie bleibt dabei, daß jede weltliche Tätigkeit ein Uebel ist, wenn auch ein notwendiges... so bleibt das Resultat der katholischen Kirche des Mittelalters eine Degradierung der weltlichen Arbeit.“ „Degradierung“ soll es sein, wenn die Kirche uns lehrt, daß wir durch treue Berufsarbeit uns den Himmelslohn verdienen! Man versteht die Ideengänge solcher vom Hass geblendeten Leute wirklich nicht mehr. Jedes kathol. Kind weiß, wie die Kirche stets betont: „kein Stand gibt Würde, wenn nicht ideale Berufsanschauung, Berufswürde, Berufstreue den Träger erheben, und kein Beruf erniedrigt, wenn der hohe Sinn ihn adelt“; und „der Priester, der mit dem Kelche und der Patene am Altare steht... und der Winger und der Landmann, der die Rebe pflanzt oder den Weizen sät... dürfen treuherzig die Hand sich reichen, wenn nur jeder seiner Berufung gemäß dem gemeinsamen Herrn dient.“ Aber freilich, die Kirche hat nie die Arbeit vergöttert, wie man es heute bei sentimentalen Leuten bemerkt, sondern ihr den höchsten Wert nur dann zuerkannt, wenn sie begleitet ist von dem Ausblick nach oben, diktiert von der Gesinnung des Petrus: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Dann aber, wenn so der Hände Arbeit im Einflang steht mit des Herzens Pulsschlag, dem Gebet, unterschrieb sie stets des Dichters Wort:

„Mensch, was dich auch immer quäle,
Arbeit ist das Baubewort,
Arbeit ist des Glüdes Seele,
Arbeit ist des Friedens Hort!
Deine Pulse schlagen schneller,
Deine Blicke werden heller,
Und dein Herz pocht munter fort.“

P.

Die hl. Apostelfürsten

Wie steht die Kirche Gottes
So fest doch und so hehr,
So ruhig gleich dem Felsen
Im wild bewegten Meer!
Die Stürme mögen wüten
Und wild die Wogen gehn,
Doch sie, die wahre Kirche,
Bleibt unerschüttert stehn.

Gott selbst hat sie gegründet
Und auf den Fels gebaut,
Hat sie der Gut des Petrus,
Des Felsenmanns, vertraut.
Die Schlüssel hat gegeben
Er ihm zum Himmelreich,
Hat ihn zum Haupt und Väter
Bestimmt, für alle gleich.

Dem Fürsten der Apostel
Hat er dann zugesellt
Den großen Völkerlehrer,
Den starken Glaubensheld,
Sankt Paulus, dessen Worte
Dem scharfen Schwerte gleich,
Der allen ward die Borte
Zum ew'gen Himmelreich.

Und diese Doppelsterne,
Wie haben sie die Welt,
Die tief im Todeschatten,
So wunderbar erhell't!
Und diese Gottesstreiter,
Sie kämpften Tag und Nacht,
Bis siegreich sie vernichtet
Auf Erden Satans Macht.

Ihr großen Gottesfreunde,
Ihr Zeugen für den Herrn,
O, seid auch unsern Zeiten
Mit eurem Schutz nicht fern;
Vermehrt den wahren Glauben
In jedem Herz und Haus
Und gießt die Liebe Gottes
In allen Landen aus!

Höre täglich eine hl. Messe

Der göttliche Heiland sagte einst zur hl. Medetildis, daß er auf siebenfache Weise zur hl. Messe komme.

Erstens kommt er mit so großer Demut, daß kein so Verachteter da ist, zu dem er sich nicht demütig neigte und nahte, wofür der Mensch daselbe begehrte.

Sodann kommt er mit solcher Geduld, daß es keinen so großen Sünder gibt, den er nicht geduldig ertrüge und dem er nicht mit Freuden all seine Schuld nachließ, sobald derselbe nur begehrte, mit ihm veröhnt zu werden.

Drittens kommt er mit solcher Liebe, daß keiner so kalt oder verhärtet sein kann, den er nicht, wofür der Sünder nur wollte, mit seiner Liebe entzünden und erweichen möchte.

Viertens kommt er mit solcher Freigebigkeit, daß keiner so arm ist, den er nicht reich machen könnte.

Fünftens kommt er als eine so süße Speise, daß keiner so hungrig ist, daß er ihn nicht sättigen könnte.

Sechstens kommt er mit solcher Klarheit, daß es kein so finsternes Herz gibt, welches er nicht erleuchten könnte.

Endlich kommt er mit solcher Heiligkeit, daß keiner so lau und unandächtig ist, daß er ihn nicht sollte erwecken und ermuntern können. Und Christus setzt hinzu: „Ich sage dir, wer andächtig und fleißig die heilige Messe hören wird, dem werde ich an seinem Ende zum Trost und Schutze so viele edle Personen von meinen Heiligen senden, als viele heilige Messen er gehört hat.“

Sind das nicht liebe Worte? Ist das nicht eine vortreffliche Verheißung? Wer sollte sich nicht dadurch ermuntern lassen, recht oft die hl. Messe zu hören? Siehe, mein Christ, wie leicht wirst du die Aufsehtungen des Satans an deinem Ende überwinden, wenn du so viele Engel und Heilige bei dir hast, als du in deinem Leben reumütig und andächtig der heiligen Messe beigewohnt hast! Darum laß es dir gesagt sein und beleihe dich täglich, wenn es ohne Vernachlässigung der Berufsgeschäfte geschehen kann, eine heilige Messe mit Andacht zu hören. Daß du an den Werktagen aber gar keine Zeit, so höre wenigstens an Sonn- und Feiertagen neben der schuldigen Messe, wenn es geschehen kann, noch eine oder zwei andere mit möglichster Andacht, und opfere dieselben dem himmlischen Vater auf für deine begangenen Sünden und Nachlässigkeiten.

Unter allen Schätzen der Welt ist jedenfalls keiner kostbarer, als das Opfer der heiligen Messe.

Wenn aus den Wolken Gold regnen würde, würdest du nicht alle deine Arbeiten und Geschäfte hintansetzen, und um Gold aufzuraffen auf die Straße eilen? Wenn du aber lieber in deiner Arbeit fortfahren, als Gold aufzuraffen wolltest, würdest du nicht billigermaßen für einen Lohn zu halten sein? Nun aber ist es gewiß, daß es in einer jeden heiligen Messe nicht aus den Wolken, sondern vom Himmel herab kein

heiliges, sondern himmlisches Gold in großer Menge regnet und allen Liebhabern dasselbe aufzutrassen volle Freiheit gewährt. Willst du wissen, was es für Gold in der heiligen Messe regnet, so höre Bamber! Es regnet Vermehrung der göttlichen Gnaden; es regnet Vermehrung der Verdienste und Tugenden; es regnet Vermehrung der himmlischen Glorie; es regnet himmlischen Trost und Andacht; es regnet göttlichen Segen über die zeitlichen Güter; es regnet Verzeihung der lässlichen Sünden; es regnet Nachlassung vieler Schulden und Strafen; es regnet Teilhaftwerden der Verdienste Christi; es regnet lauter Glück und Heil, lauter Gnade und Barmherzigkeit. Ist nicht jedes dieser Stücke bewährtes Gold? Wenn du dann wegen einer geringen Mühe, die du bei dem Messen hören verwenden mußt, oder wegen eines schlechten Gewinnes, den du während des Messenhörens verlieren mußt, an einem Werktag die heilige Messe versäumst, so begehrst du ja eine viel größere Torheit, als jener, welcher unter dem Goldregen lieber arbeiten als Gold aufzutrassen will.

Deshalb nennt Hornerius die heilige Messe eine Goldgrube, weil der, welcher in ihr arbeitet, viel mehr verdient, als der in einer Steingrube schaffet; also wird der, welcher eine heilige Messe andächtig hört, viel reicher, als der, welcher andere Berufswerke verrichtet. Daß aber die heilige Messe das andächtigste Werk sei, bezeugt die Kirche, welche spricht: „Wir müssen notwendig bekennen, daß kein anderes so heiliges, noch so göttliches Werk von den Christgläubigen verrichtet werden könne, als das heilige Messopfer.“ (Konz. von Trident, Sitz 22.) Weil nun die heilige Messe das heiligste und göttlichste Werk ist, so ist es auch das verdienstlichste und nützlichste Mittel, wodurch wir die himmlischen Reichtümer erwerben können. Alles Gold ist mit ihr nicht zu vergleichen und nur wie geringer Sand zu schätzen.

Nach haben die Heiligen, wiewohl sie mit schweren Geschäften beladen waren, doch das tägliche Messen nicht unterlassen.

Die heilige Hedwig, Herzogin von Polen, trug so große Andacht zur heiligen Messe, daß sie täglich mehrere heilige Messen hörte, und wenn nicht genug Priester in ihrer Kapelle lesen konnten, so ließ sie mehrere rufen.

Vom heiligen Ludwig, König von Frankreich, schreibt Rinaldus, daß er täglich zwei heilige Messen, oft drei oder vier zu hören pflegte. Seine Hofbeamten murten darüber und sprachen: Es geziemt sich nicht, daß unser König gleich einem Mönche den ganzen Morgen in der Kirche ist, sondern er soll die Reichsgeschäfte verwalten und den Priestern ihren Dienst überlassen. Der König sprach zu ihnen: „Mich wundert, daß meine Minister wegen des Messenhörens über mich murren, da doch keiner aus ihnen murren würde, wenn ich zweimal soviel Zeit mit Spiel oder Jagd zubrächte und vergendete.“

Von Heinrich I., König von England, schreibt Rinaldus, daß er täglich drei heilige Messen zu hören pflegte, wiewohl er mit schweren Reichsgeschäften beladen war. Es geschah, daß der König von Frankreich einmal zu ihm kam, von diesem Messen hören mit ihm redete und unter anderem zu ihm sprach: „Man muß nicht lauter Messen hören, sondern öfter den Predigten beivohnen.“ Heinrich aber antwortete: „Man muß das eine tun und das andere nicht unterlassen.“

Von Lothar, dem römischen Kaiser, schreibt Baronius, daß er, wenn er schon im Felde war, doch täglich drei heilige Messen zu hören pflegte.

Von Karl V. schreibt Surius, daß er sein ganzes Leben hindurch täglich eine heilige Messe gehört und nur ein einziges Mal im afrikanischen Kriege sie zu hören unterlassen habe.

Vom heiligen Wenzeslaus erzählt eine Legende, daß, als Kaiser Otto zu Regensburg einen Reichstag hielt und allen Fürsten und Herren befohl, sie sollten am folgenden Morgen in aller Frühe zusammenkommen, da ging der heilige Wenzeslaus zuvor in die heilige Messe und blieb bis zu Ende darin. Der Kaiser und die Fürsten hatten schon auf ihn gewartet: da sprach der Kaiser: „Wir wollen anfangen, und wenn Wenzeslaus kommen wird, so soll keiner vor ihm aufstehen, noch ihm Platz machen.“ Nach vollendeter heiliger Messe kam Wenzeslaus und der Kaiser sah zwei Engel neben ihm gehen. Da stand er von seinem Throne auf, ging ihm entgegen und schloß ihn in seine Arme. Die Fürsten ärgerten über den Kaiser, da er gegen seinen Befehl gehandelt habe. Er aber entschuldigte sich und sagte, daß er zwei Engel neben ihm gesehen habe und zu seiner Berechtigung angetrieben worden sei; dann gab er ihm eine Krone und krönte ihn zum ersten König von Böhmen.

Die Frauensteiner Kruzifixe

Frommer Väter Sitte pflegte früher überall an öffentlichen Wegen das Bildnis des Gekreuzigten aufzustellen. In protestantischen Gegenden haben die Bilderstürmer der Reformationszeit mit diesem echt christlichen Gebrauche ausgeräumt, in katholischen blieb er erhalten. Ab und zu treten hier gottlose Freveler in die Fußstapfen dieser ihrer Vorbilder und küßten ihren Mut nächtlicher Wölfe an diesen eigentlich jedem Christen geheiligten Denkmälern. So auch in dem nahen Frauenstein, wo bekanntlich am Spätabend des Dreifaltigkeitstags von ruchloser Hand ein Kruzifix zerstört wurde. Es stand an hervorragender Stelle in den Weinbergen, an dem aus dem Unterdorf nach dem Nürnberger Hof und weiterhin nach Dohheim führenden Wege. Es war das jüngste von den Frauensteiner Kreuzen und laut Inschrift:

„Anmerkung der Redaktion. Wir würden es sehr begrüßen, wenn uns auch aus anderen Gemeinden von sachverständiger Seite Beschreibungen der noch vorhandenen Feldkreuze, Heiligenhäuschen, besonders auch der an Häusern, Brücken und Wegen befindlichen Heiligenstatuen zugehen; der nahe Rheingau ist ja so reich daran. An Vieles dürfte sich zudem auch eine geschichtliche Erinnerung, ein Anfall und dergleichen anknüpfen lassen.“

„Aus Liebe zu Gott gewidmet
von der Familie Peter Klepper
Frauenstein, den 17. Mai 1885.“

Das älteste Kreuz hat seinen Platz am Scheideweg gegen Schierstein und Hof Sommerberg. Es ist aus rotem Sandstein gefertigt, mit dem Bilde des Erlösers versehen und trägt am Sockel folgende Schrift:

„Johannes Emmelhainz und Margaretha, seine eheliche Hausfrau, haben Gott zur Ehr dies Kreuz aufrichten lassen. 1717.“
Nicht weit davon, einige Schritte nach Süden, finden wir an der Außenmauer des Friedhofs ein interessantes Epitaph nebst kleinem Kruzifix. Die Grabchrift lautet uns: „Steh still, die ihr hier vorüber geht, so oft ihr dieses Grab und dieses Denkmal seht. Hier ruht aus altem Adelsstamm ein Vürger, Freund und Biedermann. Seiner Hochwürden Gnaden, der Hochwohlgeborene hohe Deutsche Ordensritter, Hochfürstlich Nassau-Usingenscher Hof-Marschall und Geheimer Rat, Reichsfreiherr Friedrich Wilhelm von Maltitz; Geboren den 3. Dezember 1752 zu Saarbrücken, gestorben zu Arnstadt den 20. und beerdigt den 22. September 1804.“ Das Grabmal ist leider beschädigt, da anscheinende „Goldsucher“ bereits vor langer Zeit das in seiner Mitte angebrachte vergoldete Bronzewappen entwendeten. Das etwa 1.50 Mtr. hohe, aus nassauischem Marmor im Barockstil gefertigte Monument kam nach dem Eingehen des alten Friedhofs an seine jetzige Stelle. Der Verstorbene gehörte zu den vielen Adligen seiner Zeit, die infolge der durch die französischen Staatsumwälzungen hervorgerufenen Zustände verarmten. Ueber seinen Nachlaß wurde der Konkurs eröffnet.

Ein drittes, mächtiges Kruzifix, flankiert von zwei Bäumen, steht am eigentlichen Ortseingang nach Wiesbaden zu, den aus der nahen Großstadt Vilgernden ein steter Mahner und Wegweiser zur Ewigkeit. Die Inschrift lautet: „Anno 1752 den 20. May hat zur Ehre Gottes Anna Katharina Neunzelin von Frauenstein dies Kreuz machen lassen.“ Dem Monument wäre, seiner exponierten Lage wegen, ein Gitter vorzuziehen, zumal es auch schon beschädigt und verunreinigt worden.

Ein Kreuz von Gusseisen, überschattet von einer mächtigen Linde, auf dem Turnplatz am Wege nach Georgenborn, gehört etwa der Mitte des verflossenen Jahrhunderts an. Auf dem Sandsteinsockel steht: „Aus Dankbarkeit errichtet von B. Emmelhainz.“ Eine Jahreszahl ist nicht angegeben. Die Familie blüht schon seit dem 17. Jahrhundert im Orte. Bis zu den drei letztgenannten Kreuzen wird jedesmal die Fronleichnamsprozession geführt.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir zugleich auf ein Naturdenkmal aufmerksam machen, zumal es auch einen religiösen Anstrich hat. Am dem Fahrwege nach dem Grauen Stein oberhalb des Sommerberger Hofes am Anfang des Frauensteiner Gemeindevales, steht eine starke Eiche, deren Stamm sich in zwei Äste gabelt, die eine ovale Öffnung bilden und dann wieder zusammenkommen. Der Baum heißt wegen dieser merkwürdigen Form im Volksmund: „Nonfranzeneiche“.

Heimat? —

Von G. W.

Ist es nicht bezeichnend für unsere Zeit, daß der Ort, wo wir wohnen und wirken, und der Ort, wo wir geboren sind, selten noch ein und derselbe ist? Dürfen wir von einem Heimatdorf, von einer Heimatstadt reden? Sind wir nicht heimatlos, wir, die da wandern — ruhelos?!

Der Begriff Heimat ist fließend geworden. Wir denken bei ihm selten noch an Hof, Dorf und Stadt, an Berg und Hügel, an Bach und Fluß. Wir haben kein Elternhaus mehr. Eltern und Kinder wandern von hinnen mit leichtem Sinn. Wo sie besseren Lebensunterhalt finden, wohnen sie. Sie folgen dem — Gelde. Mühsen!

Dies gilt: eine enge begrenzte Heimat — Heimat im Vätersinne — gibt es nicht mehr. Vielen ist selbst ein größeres Gebiet nicht mehr Heimat: die modernen Verkehrsmittel verwischen die Uebergänge, der erdkundliche Gesichtskreis wird immer größer, der Einzelne darin weniger vertraut.

Und wer kehrt von all denen, die hinaussiehen, an den Ort der Geburt zurück? — Manche, vielleicht auch vielen, wohnt ein geheimes Sehnen in der Brust, wenigstens den Lebensabend dort zu verbringen, wo die Tage der goldenen Freiheit, die Kinderjahre, verlebte wurden. Wer aber kann dem Drange folgen? Halten nicht erzerne Klammern am fernen Ort? (Geld! Geld! Geld!).

Nur den wird der Drang zum örtlichen Heim nicht quälen, der ins Nomadenleben hineingeboren ist, auch nicht den Oberflächner, der in Flitter und Sinnenrausch das Höchste sieht, dem das Gemüt ausgebrannt ist, der ein Innenleben nicht kennt, — und dann nicht den, dem Glücksumstände oder Schicksalsschläge die Fremde zur „zweiten“ Heimat gemacht haben.

Dem zur Heimat Zurückkehrenden hat häufig das Schicksal den Beutel gefüllt und, was noch wunderlicher ist, dabei ein Herz voll Liebe zum Alten, zum Vorgekommenen, zum Väterglauben, zur Vätersitte, zur Väterart gelassen. Die Meisten von den Wenigen, die zurückkehren, bringen aber nur die angeführten Gefühle mit, doch so stark, daß sie lieber im Heimatfrieden beschiden leben, ja darben wollen, als länger den Druck und die Kälte der „Welt da draußen“ zu dulden. Die gelten als — Gemütsmenschen!

Dem Gehörten nach müssen wir „Heimat“ wohl als stark entwertete Münze ansehen?

Fließend geworden (wie schon gesagt) ist der Begriff Heimat jedenfalls. Ein Teil des früher in ihn Einbezogenen ist heute nicht mehr mitbestimmend. Betonen wir dafür das Weibende desto schärfer, werden wir wieder eine Münze erhalten, vollen, klaren Mangs.

Die Familie ist die Heimat!

Nur dort, wo wir Liebe finden, sind wir daheim! die Jungen bei den Eltern, die Erwachsenen bei Weib und Kind. Die Heimat beruht mehr als je auf der Familie: wenn die Familie wandert, wandert auch

die Heimat. Der Aufbruch um die Heimat, der seinen Ort nicht wechseln kann, hat seinen Wert verloren: Wald und Feld und Biese, Berg und Tal; der Inhalt ist voll und ganz geblieben — die Familie. Dieses Heim kann gehern im Norden gewesen sein und morgen im Süden aufgeschlagen werden — innerhalb der nationalen Grenzfähle. (Wir müssen „Familie“ zeitweilig erweitern: Die Zugehörigkeit zum Volksstamm, das Bewußtsein dieser völkischen Einheit schlingen ein Band, ähnlich stark und fest, wie das Band um den viel engeren, ursprünglicheren Kreis: Vater, Mutter, Kind.)

Wer aller Liebe entbehrt, ist heimatlos! Er kennt kein Heimverlangen und lacht, wenn von Heimweh geredet wird. Und doch: dies Lachen ist der Strich, womit der letzte Rest eigenen Glückssehns nach droffelt wird.

Die Familie ist der Magnet, der die in alle Winde enteilenden Geister immer wieder anzieht. Gibt es keine Familie mehr, dann auch keine Heimat, kein Vaterland. Soll nicht die Zeit kommen, in der die Worte Familie, Heimat, Vaterland historische Denkwürdigkeiten geworden sind, Erinnerungen an glückliche Tage, nach das erste Glied der Reihe, die Familie geschützt und erhalten werden. Alle erzieherischen Kräfte müssen streben, Familiensinn zu erwecken oder ihn neu zu beleben. So nur kann den Uebeln unserer Zeit, die aus der „Heimatlosigkeit“ erwachsen, die Lebenskraft abgeschnitten werden. Wehe aber wenn die Grundfeste: Familie erschüttert wird! Staat und Gesellschaft stürzen in Trümmer, die Blüte der Kultur sinkt dahin. Barbarei würde werden!

Die Heimatpflegebestrebungen in ihrer jetzigen Gestalt gelten im Großteil der Schale um den viel wichtigeren Kern. Die Schale soll erhalten, verschönert werden. Verdienstlicher ist, auf den Kern, die Familie, zu achten, ihn zu einer Welsfrucht zu bilden. Gesunder Kern und heile, schöne Schale! Bei solcher Heimatpflege wird Heimat wieder den wohligen Erdgeruch annehmen, den es einst besessen, wenigstens sein äußeres Gebiet nunmehr ein Konglomerat von Landschaften ist.

Der große Tag von Riegelsheim

Novellette von F. D r a m.

(Fortsetzung.)

„Du hast manches noch nicht gesehen, Agneschen!“

Der Wagen rollte jetzt flinker hinab in dem Bogen, den die weiße, sonnensimmernde Landstraße beschrieb. Dann ging es wieder langsam aufwärts, zwischen den Schallkubern durch, die in der Pause auf der Gasse lärmten wie die Spagen. Sie blieben in zwei Kolonnen stehen und ließen offenen Mundes die Equipage durch.

Und dann und dann — der Jungfer Agnes blieb das Herz buchstäblich stehen, wie sie es noch lange nach diesem großen Tage ihren Bekannten im Dorfe erzählte.

Denn es war nicht nur ein roter Sonnenschirm, was daneben und darunter als Bekleidung der beiden Damen im Rücksitz des Wagens erschaunt werden konnte, war so erotisch, daß es auch anderswo mit Erstaunen bemerkt worden wäre. Noch niemals hatte Jungfer Agnes bei all den Damen unten in der „Stadt“ Ähnliches gesehen, nicht bei der Frau Bürgermeister und der Frau Apotheker, ja nicht einmal bei der Frau des Kaufmanns, die in dem Hofe stand, einen übermenschlichen Luxus zu entfalten, weil sie sich einmal hatte vom Printemps in Paris ein Kleid besorgen lassen.

Der Herr, der in dem Vordersteck bescheiden vor all der Herrlichkeit in seinem hellgrauen Anzug verschwand, sah sich jetzt um, als sei er am Ende der Welt angekommen. Er blickte an dem Pfarrhaus in die Höhe, daß Jungfer Agnes zurücksuhr, und ließ seine Augen über die alte, spitzenartige Kirche gehen.

Nun war der Kutscher aus der Post unten schwerfällig vom Boock heruntergesteigert und öffnete die Waagentüre.

„O jeh, o jeh!“ rief Jungfer Agnes bestürzt, „die kommen wahrhaftig zu uns. Ist's denn die Möglichkeit?“

Pastor Hilarius Soltmann fuhr gleichfalls zurück, und es fiel ihm im Augenblick ein, daß der Sonntagsrock, den er mit seinem Hausrockchen zu vertauschen gedachte, wirklich infolge der mageren Piarre und der manchen heimlichen und offiziellen Fünfgroschenstücke an Förster-gret und Konforten ein bißchen schäbig sei, und daß Jungfer Agnes in manchen Dingen wirklich Recht habe.

Aber er ließ es sich nicht merken, sondern verschwand mit Gelassenheit und Würde, nachdem er vorher die klassischen Worte gesprochen hatte: „Kaffee, liebe Agnes! Kaffee, keine Zichorie!“

Jungfer Soltmann sah ihn fassungslos nach: Was für ein Mann, was für ein Mann! Sein bester Rock wurde braun in den Nähten und sein Hut sah trotz alles Bürstens und Reibens am Rande aus, als seien Schneiden darüber gekrochen. Und da ging er hin in aller Seelenruhe, um die Fremden zu empfangen, die da angefahren kamen wie die Paradiesvögel in ihres Herrn Bruders illustrierten Büchern, und fand noch Gedanken an Zichorie! Als ob Zichorie nicht etwas sehr Gutes wäre.

Herr Hilarius Soltmann hatte gerade Zeit, die kleine Verwandlung seines Neukern vorzunehmen und sein freundliches, rosiges Gesicht ein wenig zu büßten, als die Tür aufgerissen wurde, und das Dorfmadchen, das der Jungfer Agnes bei den großen Arbeiten half, hereintrat, mit einem Gesicht, als sei es vom Monde gefallen. In den nassen Händen, die eben noch ersichtlich im Spülwasser gesteckt hatten, hielt es eine Karte.

„Der Herr...“ der Herr fragt etwas, was ich nicht verstehen kann,“ flötete es entsetzt.

Lächelnd nahm der Herr Pfarrer das Ding in die Hand, das im Jahre des Heils 1873 in einem Pfarrhause im Gebirge solche Verhörung anrichtete. Es war eine große Visitenkarte, und darauf gedruckt zu lesen: William C. Forester, Chicago.

Herr Hilarius Soltmann hielt die Karte näher und weiter vor die Brille. Aber vergebens, sie sagte gar nicht, was ihr Besitzer mit dem Pfarrhaus von Riegelsheim zu tun hatte. Aber da stand auch schon Mr. William C. Forester selbst in der Türe, — ein untergehtler, kräftiger Selbstmademan in den besten Jahren, und jeder konnte ihm ansehen, daß er erst vor kurzer Zeit über das große Wasser von dräben her geflogen war, und nicht im Zwischenbed! Davon sprach die solide, goldene Uhrkette an der Weste und die glitzernde Brillantnadel an der Kravatte. Ja jeder Menschenkenner konnte es ohne weiteres dem ganzen Manne anmerken, daß er einer war, vor dem in Hotels und Weltbädern die Kellner fliegen und springen.

„Herr Pastor Soltmann?“ frug er hier mit bescheidener Verbeugung. „Scheine Ihren dienenden Geist ein wenig aufgeschreckt zu haben, und hielt es da fürs Beste, mich Ihnen in ganzer Person zu zeigen, um Ihnen zu versichern, daß ich Sie nur um eine kleine Auskunft bitten will, als Sohn eines früheren Mitgliedes Ihrer Gemeinde.“

„Wirklich?“ erlaunte sich der Pfarrer. Sie hatten in dieser Beziehung in Riegelsheim noch kein besonderes Glück gehabt. Die, denen es gut ging in der großen Welt draußen, kamen selten nach ihrem kleinen weltverlorenen Neste zurück. Und von denen, die sich als Peter in der Fremde wiederfanden, war ebenso selten besonderes Aufsehen zu machen; sie duckten sich meistens in irgendeinen bescheidenen Winkel wieder unter, ließen sich eine Zeitlang mehr oder minder gutmütigen Spott gefallen und fielen dann mit ihrem anshäufigen Zwischenpiel der Vergessenheit anheim, wie sie es wünschten.

„Ja, freilich. Vielleicht wird Ihnen mein deutscher Name bekannter klingen und als ein hiesiger erscheinen. Mein Vater verließ in den großen Auswanderungszeiten als Christian Förster das Dorf Riegelsheim.“

„Förster! Förster!“ rief Pastor Soltmann erlaunt und lebhaft. „Aber freilich! Das ist ja in Riegelsheim wie Müller und Schulze anderswo! Allerdings, allerdings...“ Er rieb sich ein wenig verlegen die Hände.

„Zu den Millionären von Riegelsheim zählen die Förster allerdings nicht, wollten Sie sagen, sehr verehrter Herr Pastor,“ ergänzte Mr. William C. Forester gemächlich.

„Nein, das taten sie nicht. Auch sie wohnten meistens im Nageloch, jener Einsatlung, die sich zwischen dem Pfarrhaus und dem Kitzberge einlenktemte und in letzterem emporstieberte, bis es seine malerische Bekrönung auf einen kleinen Vorsprung mit dem hohen Lindenbaum und dem windzerzausten Häuschen darunter fand.“

„Weiß ich alles, Herr Pfarrer. Mein Vater hat mir von Riegelsheim erzählt, daß ich es beinahe vor mir gesehen habe in seiner Pracht und Herrlichkeit! Freilich! ein bißchen versunkener ist es doch noch! Es gibt eben dräben nichts, nach dem man sich einen Begriff von manchen Dingen in eurem lieben Deutschland machen kann. Aber immer wieder habe ich dem guten Manne — Gott hab ihn selig, er hat viel vor sich geschafft auf dieser Welt — versprochen müssen, daß ich noch mal nach Old Germany hinübermachen würde und nach Riegelsheim gehen und seinen Verwandten guten Tag sagen, denen auf dem Kirchhofe und denen in den Häusern und dem Pfarrhause samt dem Herrn Pfarrer. Ja, und da bin ich denn!“

„Und seien Sie mir herzlich willkommen,“ erwiderte Herr Hilarius Soltmann mit ungeheuchelter Herzlichkeit. „Wie mich das freut, nein, wie mich das freut!“

In diesem Augenblicke klopfte es leise an der Türe nach dem Wohnzimmer. „Hilarius! Die Damen!“ ermahnte Jungfer Agnes Stimme sanft vorwurfsvoll.

Richtig, ja! Die hatte man beiderseitig ganz vergessen. Ein feiner Duft im Hausflur, durch den jetzt der Herr des Pfarrhauses samt seinem Gast in bester Eintracht schritt, bewies, daß Jungfer Agnes sie nicht vergessen hatte, und sich als ländliche Hausfrau und gastliche Wirtin mit einem Kaffee ohne alle Zichorie und einer Waffelpanne über dem Feuer würdig auf die fremdbländischen Sonnenschirme nach deutscher Weise vorbereitete.

Nie und nimmer hat wohl das alte Pfarrhaus solche merkwürdigen Gäste gesehen, noch wird es sie wohl wieder sehen. Denn sowohl Mrs. Elizabeth Forester, als ihre Schwestern waren von jener eigenartigen Verfeinerung, zu der sich in den weiblichen Wesen jenseits des Ozeans das deutsche Blut schon in zweiter Generation versteht. Ihre lichten Kleider schienen in einer besseren Welt extra auf den Bäumen der Feen gewachsen zu sein, auf jenen Bäumen, von denen sie in den Märchen müde los auf Prinzessinnen herabsinken. Sie sahen sich unter ihren farbigen Sonnenschirmen hervor die Welt in Riegelsheim ein wenig verwundert an, Frau William C. Forester aus sanften, sammetbraunen Augen, ihre beiden jungen Schwestern aus blauen, lachenden Sternen.

„Oh, wie sonderbar ist dies alles, Pizze!“ rief die eine.

„Sieh einmal! Als ob man in einem deutschen Buche gelesen hätte und wäre eingeschlafen und träumte!“ ließ sich die andere vernehmen.

Sie lachten um die Wette, wie junge Sommervögel zwitschern.

Der Kutscher hatte den Wagen aus der Brallsonne nach einem Schattenplage gefahren, sah auf dem Boock und nickte. Die Pferde ließen schläfrig die Köpfe hängen und schlugen nur manchmal nach den Bremsen.

„Dear me!“ — Ach Gott — „Gleich schlaf ich auch ein!“

Aber da kam ein freundlicher, weißhaariger Herr in einem Röckchen, wie es in ganz Amerika sicher kein zweites gab. Und ganz gewiß gab es auch in den Vereinigten Staaten kein Gesicht, in dem sich solche kindliche Frömmigkeit mit dem Ausdruck eines alten Weisen einigte! Mr. William C. Forester ging aber so vergnügt neben dem Pfarrer des weltverlorenen Bergnestes, als habe er einen ganz besonderen Schatz entdeckt, den man im Lande jenseits des großen Ententeiches weder für Geld noch für sonst etwas haben könne.

(Schluß folgt.)